

Samstagsinterview

Roland M. Begert, ehemaliger Verdingbub, pensionierter Gymnasiallehrer, Buchautor

«Das Leben hat mich gelehrt, mich auf eigene Kräfte zu verlassen»

Er war Verdingbub und doktorierte an der Uni. Verstehen und Versöhnen seien ihm wichtig, sagt Roland Begert.

Interview: Rudolf Burger, Alexander Sury

Herr Begert, sind Sie heute ein glücklicher Mensch?

Das kann ich eindeutig positiv beantworten. Das war natürlich nicht immer so. Mein Leben hat stürmisch und problematisch begonnen. Ich kam direkt nach meiner Geburt in ein Heim. Meine Mutter wurde im Jahr meiner Geburt geschieden. 1937 hatte eine Geschiedene mit Kindern keine Existenzberechtigung, wenn sie finanziell nicht gut gestellt war. So kam ich direkt ins Kinderheim in Grenchen.

Und zwar in ein katholisches Kinderheim, obwohl sie aus einer protestantischen Familie stammen. Aufgrund meiner Nachforschungen lässt sich das heute erklären: Die katholischen Kinderheime waren relativ günstige Einrichtungen. Meistens wurden sie durch Spenden gläubiger Menschen unterstützt. Geld vom Staat bekamen sie nicht. Aber das katholische Kinderheim hatte auch Vorteile: Die Leitung erkannte, dass man Kinder auch frühzeitig in die Arbeitswelt einbinden konnte. Ich habe als Vierjähriger schon auf dem Acker gearbeitet und mit blossen Händen Kartoffeln ausgegraben. Die Kinder wurden nach der benediktinischen Glaubensregel «ora et labora» beschäftigt. Das galt dort im Kinderheim Bachtelen. Mit diesen beiden Lebensregeln lebe ich heute noch.

Auch mit dem «ora», dem Beten?

«Ora» als Metapher für Zurückziehen und Reflektieren. Das ist für mich immer noch wichtig.

Sie haben aber einmal gesagt, Sie würden vom himmlischen Vater nichts erwarten.

Als Kind habe ich von ihm viel erwartet. Das haben uns die Schwestern im Heim untergejubelt: Der da oben sieht alles, und es hilft, wenn man ihm zubetet. Doch das Leben hat mich gelehrt, mich auf eigene Kräfte zu verlassen.

2008 erschien ihr erstes Buch «Lange Jahre fremd», in dem Sie Ihre Jugend als Heim- und Verdingkind beschrieben haben. Mussten Sie zuerst als Gymnasiallehrer pensioniert werden, um dieses Unterfangen in Angriff zu nehmen? Der Ausgangspunkt war meine Tochter. Als sie elfjährig war, kam sie einmal von der Schule nach Hause und erzählte, dass sie einen Stammbaum für Mutter und Vater habe zeichnen müssen. Von der Familie der Mutter habe sie sehr viel gewusst, aber bei mir habe sie gemerkt, dass es ausser einem Bruder kaum jemanden gebe. Damals realisierte ich, dass meine Tochter einen Anspruch darauf hat zu wissen, woher sie kommt.

Bis zu diesem Zeitpunkt haben Sie von sich aus nie etwas erzählt? Nein. Ich glaubte, dass meine Vergangenheit abgeschlossen sei und ich heute als Lehrer mit Dokortitel ein ganz anderes Leben führte. Ich war schliesslich angekommen in dieser Gesellschaft, die mich lange nicht akzeptieren wollte.

Sie waren 30 Jahre Lehrer für Wirtschaft und Recht am Berner Kirchenfeldgymnasium. Auch da war ihre Herkunft nie ein Thema? Nein, auch im Gymnasium habe ich kaum ein Sterbenswörtchen über meine Vergangenheit erzählt. Nur sporadisch habe ich gegenüber einem engeren Freund die Bemerkung gemacht: «Die heutige Jugend hat es schon etwas leichter.» Nur als es um meine Anstellung am Gymnasium ging, musste ich mich zwangsweise gegenüber dem Rektor des



Foto: Adrian Moser

Gymnasiums etwas öffnen. Er wollte mein Menschen- und Weltbild kennen.

«Lange Jahre fremd» war ein grosser Erfolg, Sie wurden zu einer Galionsfigur der Verdingkinder und haben sich für die historische Aufarbeitung des Verdingwesens eingesetzt. Diese Woche habe ich die 132. Lesung absolviert. Immer wieder habe ich Personen getroffen, die gerne eine Entschuldigung von offizieller Seite hätten, zum Teil auch eine finanzielle Entschädigung.

Nur von einer Entschuldigung halten Sie nichts? Nein. Mir geht es auch um Folgendes: Man kann mit dem heutigen fortschrittlichen Recht nicht einfach das Recht, das in meiner Kindheit und Jugendzeit gültig war, als Unrecht bezeichnen. Das funktioniert in meinem Rechtsverständnis nicht. Ich bin aber zur Einsicht gekommen: Wenn es Betroffenen und Geschädigten zu einer inneren Erlösung verhelfen würde, wäre eine Entschuldigung von offizieller Seite doch nicht so unnützlich.

Wie hoch müsste eine finanzielle Entschädigung sein? Man spricht von 100 000-120 000 Franken Pauschalentschädigung pro Person. Aber auch damit habe ich Mühe. Erstens ist diese Summe willkürlich und aus der Luft gegriffen, zweitens kommt mir da wieder mein Rechtsempfinden in die Quere: Wie gehen wir mit den verstorbenen, ehemaligen Verdingkindern um? Müsste man ihre Kinder entschädigen? Kürzlich hat mir eine etwa 70-jährige Frau telefoniert, die eine meiner Lesungen besucht hatte. Ihre Eltern waren Verdingkinder gewesen. In ihrer Familie hätten Zucht und Ordnung geherrscht, die Arbeit stand im Vordergrund und nicht die Schule. Solchen Kindern wurde eben oft auch die

eigene Hirnbewirtschaftung verbaut, um es einmal so zu sagen. Sie waren ihr Leben lang benachteiligt.

Sind Sie für ehemalige Verdingkinder zu einer Ansprechperson geworden? Ich bekomme viele Anrufe und habe drei dicke Ordner mit Briefen und Telefonnotizen. Wenn ich das Gefühl habe, dass ich helfen kann, mache ich das gern.

Wie schwierig war es, in den Archiven Material über Ihren Fall zu bekommen? Sehr schwierig. Oft habe ich von Gemeinden, von denen ich wusste, dass dort Dokumente zu meiner Geschichte lagern müssten, auf meine Anfrage keine Antwort erhalten. Erst nach einem eingeschriebenen Brief bekam ich dann meistens ein Telefon, und mir wurde erklärt, meine Anfrage betreffe Dokumente, die nicht mehr im Archiv seien. Als dann «Lange Jahre fremd» herauskam, erhielt ich von verschiedenen Amtsstellen plötzlich Hinweise, es seien Dokumente gefunden worden. Ein pensionierter Lehrer stieg nach der Lektüre meines Buchs ins Gemeindearchiv. . .

Nach der Zeit in Grenchen lebten Sie als Verdingkind im Alter von 12 bis 16 bei einem Bauern in Dieterswil.

“Ich habe schon als Vierjähriger Kartoffeln ausgegraben.

Ja. Dieser Lehrer rief mich an und sagte, er habe im Archiv etwas über mich gefunden, ein Dokument der Armenbehörde vom November 1952. Ich war damals 15-jährig. Die Armenbehörde stellte fest, Roland Begert sei ein schwer erziehbarer Bub, er müsse in starke Hände genommen werden. Viele ehemalige Verdingkinder, die auf Dokumente gestossen sind, waren über deren Inhalt oft elend enttäuscht und hätten lieber keinen Einblick gehabt.

Wieso das?

Wegen der groben und abwertenden Art, wie über sie geschrieben wurde. Ich habe dank meiner Rechtskenntnisse herausbekommen, was solche Einschätzungen für Konsequenzen hatten. Wenn jemand, der als «schwer erziehbar» bezeichnet wurde, in seiner Jugend eine «strafbare Handlung» beging, wurde er in eine geschlossene Anstalt eingewiesen. Dort gingen viele erst recht zugrunde. Nur ein Zufall wollte es, dass mir ein solches Schicksal erspart geblieben ist.

Sie haben in einem teilweise brutalen Umfeld eine Lehre als Giessler gemacht, landeten nach Alkoholexzessen im Spital und haben mit 23 Ihr Leben umgestellt. Stichworte: Abendgymnasium, Studium, Doktorat. **Woher haben Sie die Kraft für diese Wandlung genommen?** Vielleicht ist die Antwort darin zu finden, dass ich trotz schlechtester Startbedingungen gute physische und psychische Anlagen hatte. Im Zusammenhang mit der Verdingkinder-Wanderausstellung hat die Psychologie angefangen, nach der unterschiedlichen Resilienz, also der seelischen Widerstandsfähigkeit, bei Verdingkindern zu forschen. Die einen überstehen eine Zeit voller Verletzungen und Widerwärtigkeiten

ohne nennenswerte Schäden und Beeinträchtigungen, andere sind dagegen für ihr ganzes Leben gezeichnet. Die Psychologie kann das Phänomen beschreiben, nicht aber erklären.

Ihr zweites Buch «Die letzte Häutung» handelt von Ihrer Zeit als Lehrer. Wieso haben Sie diesen Beruf gewählt, wo Sie doch in Ihrer Jugend teils schreckliche Erfahrungen mit «Rohrstockpädagogik» gemacht haben?

An diese Rohrstockpädagogik in den ersten fünf Schuljahren habe ich tatsächlich furchtbare Erinnerungen. Heimkinder waren Kinder von Vaganten und so den Aggressionen der Lehrer schutzlos ausgeliefert. Das Schlimme war, dass einzelne Lehrer unglaublich schlechte Vorbilder waren: Das Verhalten des Lehrers gegenüber Heimkindern verstanden einzelne Kinder als Aufforderung, es dem Lehrer gleichzutun und auch auf Heimkinder loszugehen. In dieser Seelennot schwänzte ich oft die Schule, was aber den Lehrer gar nicht interessierte. Es war wie bei Gotthelf im «Bauernspiegel», wo ein Lehrer sagt: «Bildung ist nichts für arme Kinder.»

Wieso also wollten Sie trotz diesen schlechten Erfahrungen in der Schule Lehrer werden? In der bäuerlichen Schule Dieterswil habe ich erstmals gespürt, dass Schule auch ein Kraftort sein kann. Ich empfand es als Wohltat, in einer geschützten Stube zu sitzen, abseits der harten täglichen Feld- und Stallarbeit. Es war für mich der einzige Ort für menschliche Wärme und kurze soziale Kontakte.

In der «Letzten Häutung» beschreiben Sie, wie Sie als 31-Jähriger dann an die Uni gingen, ausgerechnet

1968, in dem Jahr, als der gesellschaftliche Umsturz und das Lustprinzip propagiert und alle Autoritäten infrage gestellt wurden. Für Sie muss das ein Schock gewesen sein. Tatsächlich war mir damals in meiner Haut nicht wohl. Ich war älter als die meisten anderen Studenten, mit einer ganz anderen Lebenserfahrung. Ich wurde von einigen «Revolutzern» auch als bürgerlicher Spiesser betrachtet. Ich hatte andere Vorstellungen vom universitären Betrieb und idealisierte die Uni. Ich bin oft ehrfürchtig um das Ungebäude in Bern herumgeschlichen und war überzeugt, hier werde von hervorragenden Professoren die zukünftige Elite ausgebildet. «Elite» war für mich ein positiv besetztes Wort.

Ihr Unibold wurde erschüttert, aber Sie haben nicht aufgegeben. Ich wusste: Wenn ich in dieser Gesellschaft einen Platz finden will, muss ich durch diese Universität. Ich war ehrgeizig und wissenshungrig, und ich wollte doktorieren.

Als 1972 das soziologische Institut besetzt wurde, empfanden Sie das aber als Bedrohung für Ihre Zukunft. Das war für mich damals die existenziellste Bedrohung, die ich mir vorstellen konnte. Ich glaubte, die Universität würde geschlossen und ich müsste mit meinem mageren Wissen wieder zurück in die industrielle Arbeitswelt.

Wie schauen Sie heute auf 1968 und die folgenden Jahre zurück? Mein Buch gab mir Gelegenheit, über diese Zeit noch einmal nachzudenken. Vieles empfand ich als negativ, aber vieles war auch gar nicht so schlecht. Zum Beispiel habe ich in der Giesserei furchtbare Autoritäten erlebt. Die meisten Angestellten in Schlüsselpositionen waren Offiziere, die quasi militärische Kommandoprinzipien in die Firma brachten. Das war eine brutale Autorität, nicht begründet auf Leistung, Kenntnissen oder Menschlichkeit. Das spürte ich, und so hatte die 68er-Bewegung mit ihrer Forderung nach Zerschlagung solcher Autoritäten für mich auch eine positive Seite.

Sie sind Gymnasiallehrer geworden, waren ein harter Lehrer, korrekt, formbewusst und wurden zum Teil mit Bürgerkindern konfrontiert, die alle Möglichkeiten hatten, sich aber über alles mokierten, wie Vogel-scheuchen herumliefen. Sie wurden für manche Schüler zum Feindbild und waren sehr erleichtert, als Sie nach 30 Jahren pensioniert wurden. War auch die Zeit als Lehrer ein Leidensweg?

Einerseits betrachtete ich es als grosse Ehre, dass ich an einem Gymnasium Lehrer sein durfte. Ich hatte gerne junge Menschen um mich; ihre Kritiklust störte mich nicht. Aber dass ich froh war, als ich mich in die Pension zurückziehen konnte, hatte andere Gründe, zum Beispiel das Reformkarussell, das sich im-

mer schneller und schneller drehte und vor allem junge, weniger gefestigte Lehrkräfte überforderte. Es kommt nicht von ungefähr, dass viele Lehrpersonen von Burn-outs betroffen sind. Ein anderer Aspekt war, dass die Justiz immer mehr ins Schulwesen eingriff. Lehrentscheide müssen oft seitenweise beschrieben und begründet werden.

Sie gehören zu den Lehrern, die von der Schule ohne Noten nichts halten. In den unteren Stufen, 1. und 2. Klasse, könnte ich mir eine Schule ohne Noten durchaus vorstellen. Aber ich habe kürzlich auch von einer Mutter wieder gehört, die Schüler seien mit einer klaren Notengebung froh zu wissen, wo sie stünden. Heute würden Texte geschrieben, die alles und nichts sagen. Eine Lehrperson sollte den Mut haben, auch

“Hass kann positiv sein, Hass kann neue Kräfte entwickeln.

im Wissen um ihre Unvollkommenheit klare Signale zu setzen.

Sie schreiben auch, leider habe man charakterliche Grundwerte wie Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiss aus dem Lernzielkatalog gestrichen. Ja, leider. Ich habe im katholischen Heim Gehorsam, Fleiss, Verzicht und andere christliche Tugenden mitbekommen. Später auf dem Bauernhof und in der Giesserei kamen Arbeitswille, Härte und Durchhaltevermögen hinzu. Diese Tugenden haben mich getragen.

Viele Freunde hatten Sie als Lehrer aber offenbar nicht. Ich habe weder bei Schülern noch bei Kollegen um Sympathie gebuhlt. Der Lehrer wird oft ein bisschen zum Einzelkämpfer. Er ist scheinbar Herr und Meister im Schulzimmer, und sonst ist er eher ein Solitär.

Leute mit Ihrer Biografie bekennen sich häufig zur Sozialdemokratie. Sie nicht, weshalb nicht? Ich suche auch nach einer Erklärung. Als Kind habe ich gedacht, Gott helfe einem. Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass Gott nicht hilft. Jeder ist auf sich zurückgeworfen, jeder muss seinen Weg in die Gesellschaft mit eigenen Leistungen suchen. Ich brauchte keine Stütze von irgendeiner politischen Partei.

Sie waren nie Mitglied einer Partei? Ich war ganz kurz hier in Köniz in der SVP, weil ich aufgrund meiner Ausbildung Mitglied der Finanzkommission werden wollte. In den 80er-Jahren

wurde diese Kommission abgeschafft, also bin ich wieder ausgetreten.

Aber Ihre Welt war eher die der SVP als die der SP? Ich sehe das differenzierter. In meinem Leben habe ich auch soziale Tugenden mit auf den Weg bekommen. Im katholischen Kinderheim, wo 280 Kinder von nur 25 Erwachsenen betreut wurden, habe ich gelernt, auch mit schwachen Menschen umzugehen. Mein liebster Freund war taubstumm, andere Kinder waren körperlich oder geistig behindert. Ich bin selber lange genug von Starken, die es auf Schwache abgesehen hatten, gedemütigt worden. Daraus habe ich gelernt: Wenn du einmal stark bist, bleib immer demütig.

Hatten Sie nie Hassgefühle gegen die Leute, die Sie misshandelt haben? Sicher, in der Zeit in der Giesserei habe ich gewisse Menschen gehasst. Ich hätte wahrscheinlich eine sadistische Freude gehabt, wenn solche Typen in einen heissen Kessel gefallen wären und sich innert Sekunden in Rauch aufgelöst hätten. Hass kann auch positive Seiten haben, Hass kann neue Kräfte entwickeln. Ich habe das Glück gehabt, dass mir negative Gefühle Kraft gegeben haben. . .

... aber doch nie überwogen?

Nein. Verstehen und Versöhnen waren mir immer wichtig. Das kommt wahrscheinlich von der christlichen Heimerziehung her. Nach einer meiner Lesungen an einem Seniorennachmittag haben die Leute am Schluss das «Vater unser» gebetet. Da habe ich mich gefragt: Vergeben wir wirklich unsern Schuldigern? So kann ich zum Beispiel mit Bezug auf das Recht, das im Verdingwesen früher angewandt wurde, sagen: Tempi passati, das war damals so, ich verzeihe den Verantwortlichen, denn sie wussten nicht immer, was sie taten.

Roland M. Begert

Roland Begert, Jahrgang 1937, ist als Heimkind im katholischen Kinderheim Bachtelen in Grenchen aufgewachsen. Als Zwölfjähriger kam er als Verdingbub auf einen Bauernhof in Dieterswil. Nach der Schulzeit steckte ihn sein Vormund in eine Lehre als Giesser bei Sulzer in Winterthur. 1959 arbeitete er in verschiedenen Uhrenfabriken in Grenchen. 1963 zog er nach Lausanne und arbeitete dort als Bäckerreihilfe. 1966 kam er nach Bern, absolvierte das Abendgymnasium und danach ein Rechts- und Wirtschaftsstudium an der Universität Bern, das er mit dem Dokortitel abschloss. Von 1972 bis 2001 war Begert Lehrer am Gymnasium im Kirchenfeld. Seine Jugend verarbeitete er im Buch «Lange Jahre fremd», die Zeit als Lehrer in «Die letzte Häutung» (beide Edition Liebefeld). Am 7. Dezember, 18.30 Uhr liest er im Kinderheim Bachtelen, dem Ort seiner ersten Lebensjahre. Roland Begert ist verheiratet und Vater einer Tochter. Er wohnt im Liebefeld. *(bur)*

Die gesammelten Samstagsinterviews www.samstagsinterviews.derbund.ch